

Anita Flessenkämper-Bucher

Achetringe

Herr Minder tappt in einen Fall

Ein Laupener Krimi



„Achetringele’-Värs

*„Das alte Jahr nimmt hüt es Änd,
Jetzt gät enander alli d’Händ!
Tüet uf es jedes Pfeister,
Löit us die böse Geister!
Mir zieh mit Lärm vo Hus zu Hus
U jage se zum Stedtli us.
Hujuh! Hujuh!*

*Im neue Jahr viel Glück u Säge,
Gsundheit u nes längs, zäis Läbe,
Z’ässe gnue u z’wärche gnue
U jedem Meitli e Schatz derzue,
Das tüe mer allne wünsche.
Hujuh! Hujuh!“*

Achetringele

Herr Minder tappt in einen Fall



Der massive Steinpfeiler des Gümnenenviadukts schien ihnen entgegenzufliegen. Herr Minder sass auf dem Beifahrersitz und wusste, dass es kein Entrinnen mehr gab. Jetzt nicht mehr.

Niemand sprach. Hinter sich auf dem Rücksitz vernahm Herr Minder nur noch seufzende Atemgeräusche. Inge Wegener war nach einem kurzen Aufschrei verstummt und wartete jetzt wortlos auf das unmittelbar bevorstehende Ende. Vielleicht war es ja auch in ihrem Sinn. Wer konnte es wissen? Nach allem, was sie durchgemacht hatte, wäre es mehr als verständlich. Daran dachte Herr Minder, als er einen kurzen Seitenblick auf die behandschuhten Hände am Steuer warf, die das Auto unerbittlich auf den finalen Crash zusteuerten.

In seinem Gehirn entluden sich die Gedanken kurzschlussartig. Eine Flut Erinnerungen schwappte über ihn hinweg; Erinnerungen an die letzten drei Wochen, in denen er sich mehr und mehr in eine fatale Intrige verstrickt hatte.

Begonnen hatte alles am 21. Dezember des Vorjahres ...



Freitag, 21. Dezember

Herr Minder sah auf die Uhr – schon zwanzig nach fünf! Er atmete tief durch. Es machte ihn jedes Mal nervös, wenn er wusste, dass er zu einer bestimmten Zeit aufbrechen musste. Deshalb konnte er sich auch nicht konzentrieren. Und weil er sich nicht konzentrieren konnte, stöckelte Kommissarin Elke Schwarz immer noch im strömenden Regen die Allee auf und ab. Dabei wurde es langsam höchste Zeit. Später als Viertel vor wollte Herr Minder keinesfalls aufbrechen. ‚Unpünktlichkeit ist Diebstahl‘, kam ihm einer der Lieblingssprüche seiner Frau in den Sinn. Wer andere warten liess, stahl ihre Zeit. Dabei wartete heute niemand auf ihn. Aber fast vierzig Ehejahre hatten ihre Spuren hinterlassen. Dabei sollte er sich beeilen, statt seinen einmal mehr umherschweifenden Gedanken nachzuhängen – und damit wertvolle Zeit zu vertrödeln.

Wieder ein Blick auf die Uhr. Halb sechs!

‚Nimm dich zusammen‘, sagte Herr Minder sich. ‚Das schaffst du schon.‘ Also zurück zur Allee. Gerade tauchte aus der Dunkelheit ein Motorrad auf. Also doch! Den schwarzen Helm behielt der ‚Schlächter‘ auf. Den Totschläger hatte er in der Hand, als er das Motorrad am Strassenrand stehen liess und auf Elke Schwarz zuschlich. Während die Kommissarin sich mit ihrem Regenschirm abplagte, kam der Killer näher. Im letzten Moment drehte sie sich um. Das Gesicht des schwarz gekleideten Mannes war nicht zu erkennen, weil Lichter sich auf dem heruntergelassenen Visier des Helms spiegelten. Als die Polizistin ihren Kollegen über einen kleinen Sender das Kommando zum Eingreifen erteilen wollte, gaben auch noch die Batterien den Geist auf. Herr Minder seufzte und Elke Schwarz knöpfte den roten Lackmantel auf. Sie griff nach dem Revolver. Exakt in dem Moment, als der schwere Knüppel über ihrem Kopf schwebte, fiel der rettende Schuss. Der Mann stürzte. Als Elke Schwarz das Helmvisier öffnete, erkannte sie Guido, ihren Tanzlehrer!

‚Hätte ich schon vor hundertzwanzig Seiten sagen können‘, dachte Herr Minder – erleichtert darüber, es doch noch geschafft zu haben.

Er klappte das Buch zu und legte es auf den Stapel zu den drei anderen. Anschliessend stopfte er immer zwei zusammen in eine grosse Umhängetasche. Dann konsultierte er wieder seine Uhr – Viertel vor sechs. Es reichte gerade noch. Er zog sich warm an, rief Prinz, seinen Appenzellerhund, nahm ihn an die Leine und trat ins Treppenhaus. Dann lauschte er. Stille.

‚Die Luft ist rein. Also nichts wie runter‘, dachte er.

Als er aus dem Haus trat, wo er zusammen mit Prinz im obersten Stock unter dem ausladenden Mansardendach wohnte, schlug Herr Minder den Mantelkragen hoch. Es war bitterkalt. Der Boden glitzerte im Licht der Strassenlampen. Mit tastenden Schritten bewegte Herr Minder sich vorsichtig vom Hauseingang weg. Auf der vereisten Kopfsteinpflasterung kam man leicht ins Rutschen. Prinz schien keine Lust auf einen Spaziergang zu haben. Er stemmte sich gegen die Leine.

„Komm schon Prinz. Es ist ja nicht weit. Nur rasch zur Bibliothek“, ermunterte er das Tier und ruckte an der Leine, bis Prinz nachgab.

Herr Minder blickte hinüber in die festlich geschmückte Marktgasse im Herzen des Stedtli Laupen, wo der Weihnachtsmarkt abends kurz vor sechs in vollem Gange war – umrahmt von den schmucken historischen Häusern des Läubliplatzes, vor der Kulisse aus Kirche und dem auf seiner Felskanzel über dem Stedtli thronenden Schloss, das sich imposant gegen den abendlichen Himmel abhob.

Er ging allerdings in eine andere Richtung, liess den Bärenplatz hinter sich und überquerte die Hauptstrasse beim Gasthof ‚Bären‘. Auf der Treppe zur Veranda vor dem Eingang unterhielten sich drei ältere Männer. Herr Minder verstand nicht, worum es ging, aber er hörte lautes Lachen, als er an ihnen vorüberging. Obwohl das Gelächter kaum ihm gegolten hatte, beschleunigte er seine Schritte, um rasch auf die gegenüberliegende Strassenseite zu wechseln, wo er durch das hell erleuchtete Schaufenster der Konditorei bekannte und unbekannte Gesichter beim Kaffeetrinken erblickte. Rechts neben der Konditorei lag die Post. Herr Minder lenkte seinen Schritt aber nach links – vom Zentrum weg – Richtung ‚Linde‘ – einer ehemaligen Feinschmeckerbeiz, wo seit etlichen Jahren nicht mehr für das leibliche, dafür für das seelische Wohl gesorgt wurde: die Freie Evangelische Gemeinde hatte sich in dem grossen Haus niedergelassen. Herr Minder bog in die Mühlestrasse ein, die beidseitig von alteingesessenen, zwei- oder dreistöckigen Wohn- und Gewerbehäusern, zum Teil ehemaligen Bauernhäusern, gesäumt wurde. Die Kandelaber waren hier wie im ganzen Stedtli mit grossen leuchtenden Sternen geschmückt.

Auf den nächsten fünfhundert Metern begegnete ihm zum Glück niemand, den er hätte grüssen müssen. Das Grüssen schien sowieso auch auf dem Land aus der Mode zu kommen. Er glaubte sich daran zu erinnern, dass er als Kind und Jugendlicher es als seine gottgegebene Pflicht begriffen hatte, Erwachsene – ungeachtet dessen, ob er sie kannte oder nicht – zu grüssen. Erwachsene, die er kannte, musste er ausserdem zwingend mit Namen grüssen. Im Grunde war Herr Minder froh, dass diese Grusspflicht heute aufgeweicht war. Auch er konnte mittlerweile ohne Gewissensbisse

Passanten kreuzen und sie nicht nur nicht grüssen, sondern nicht einmal ansehen. Am Anfang hatte es ihn einige Mühe gekostet. Er hatte eine Weile zur Tarnung seiner Grussverweigerung vorgetäuscht, sich zu schnäuzen oder Prinz zurechtzuweisen. Darauf konnte er inzwischen verzichten, weil er sich eine Art zuschaltbaren Röhrenblick antrainiert hatte.

Er ging am Friedhof vorüber. Seit über drei Jahren lag Erna, seine Frau, nun schon hier. Ein Jahr nach seiner Pensionierung war sie gestorben. Mit allem hatte er gerechnet, aber nicht damit. Immerhin war Erna fünf Jahre jünger gewesen als er. Und Frauen lebten in der Schweiz im Durchschnitt vier Jahre länger als Männer. Dass ausgerechnet seine Erna im Alter von 61 Jahren sterben musste, war eine unerhörte Ungerechtigkeit, eine Schlampelei des Schicksals. Seither lebte Herr Minder auf Sparflamme.

Er überquerte den um diese Zeit menschenleeren Pausenplatz vor der Primarschule und erreichte eine Minute später die Schul- und Gemeindebibliothek, die im Erdgeschoss der modernen, kubusförmigen Oberstufenschulanlage untergebracht war. Durch die Glasfront im Erdgeschoss konnte Herr Minder wie erwartet nur vereinzelt Personen zwischen den Bücherregalen ausmachen. Das war der eine Grund, warum Herr Minder die Bibliothek nur um diese Zeit besuchte. Freitagabend war perfekt. Mit vor Kälte klammen und schmerzenden Fingern befestigte er die Leine an der Metallstütze vor dem Eingang. Prinz musste draussen warten. Umständlich legte der Hund sich hin, vergrub die Schnauze zwischen den Vorderpfoten und blickte betupft zu Herrchen auf.

Herr Minder betrat die einladend helle Bibliothek, deren Wärme und Behaglichkeit ihn wohligh erschauern liess. Umgeben von Büchern fühlte er sich sowieso geborgen. Die Art der Bücher spielte kaum eine Rolle. Sein Leseinteresse galt allerdings dem Regal mit der Aufschrift ‚Krimis‘. Beim Eingang blieb er kurz stehen, um seine angelaufene Brille mit dem Zipfel seines Taschentuches zu putzen. Dann ging er auf den Mann hinter dem Tisch neben dem Eingang zu und grüsste ihn.

Elmar Wegener, glatzköpfig, mit rundem, freundlichem Gesicht, der wie jeden Freitagabend hier sass und stapelweise Bücher erfasste und sortierte, schien hochofrennt. Wegener war der zweite Grund, weshalb Herr Minder den Freitag zu seinem Bibliothekstag gemacht hatte. Wegener ging wie er auf die Siebzig zu. Er liebte wie Herr Minder Krimis und fachsimpelte mit ihm liebend gerne über Neuerscheinungen oder empfahl ihm auch mal einen Klassiker, den Herr Minder noch nicht kannte. Auf Wegeners Rat hin hatte Herr Minder sich erst kürzlich an die Lektüre von Friedrich Glausers Werken gewagt. Vorher hatte er den ‚Wachtmeister Studer‘ nur aus Verfilmungen

gekannt. Ohne Elmar Wegener wäre es ihm als reine Zeitverschwendung vorgekommen, eine Geschichte, die er schon aus dem Fernsehen kannte, auch noch zu lesen. Wegener hatte ihm geraten, es einmal zu versuchen – sozusagen als Experiment. Tatsächlich war Friedrich Glauser für Herrn Minder zu einer unerwartet wertvollen Bekanntschaft geworden.

Dr. Wegener war Gymnasiallehrer gewesen. Deshalb rechnete Herr Minder es ihm hoch an, dass er sich mit ihm, der selber keine höhere Schulbildung genossen hatte, unterhielt wie mit seinesgleichen. Dass Dr. Wegener in ihren Gesprächen meistens deutlich mehr zu sagen wusste als er, kreierte Herr Minder sich selber an. Er war schon immer ein langsamer und umständlicher Denker und Redner gewesen. Hinzu kam das Problem, dass seine Gedanken – ganz besonders die wichtigen – selten einfach oder eindeutig waren. Im Gegenteil: ein ‚Sowohl-als-auch‘ oder ein ‚Aber‘ schwammen stets darin wie das Haar in der Suppe. Bereits in der Schule war es so gewesen. Nur dank seines Fleisses und seiner Zuverlässigkeit hatte er es später zum stellvertretenden Bibliothekar einer Amtsstelle gebracht.

Es war zweifellos ein Vorteil für Wegener, dass er gebürtiger Deutscher war und Hochdeutsch sprach. Das Berndeutsche war der Hochsprache in gewisser Hinsicht nicht gewachsen, fand Herr Minder. Obwohl Wegener schon über dreissig Jahre einen Schweizer Pass besass, hatte er sich nie dazu hinreissen lassen berndeutsch zu sprechen. Aber nicht, weil er sich als etwas Besseres vorkomme oder Distanz demonstrieren wolle, sondern weil das Hochdeutsche halt seine Muttersprache sei, in der er sich am wohlsten fühle, hatte er Herrn Minder gleich bei ihrer ersten Unterhaltung erklärt.

„Schönen guten Abend, Herr Minder“, grüsste Elmar Wegener.

Ungeachtet ihres fast freundschaftlichen Umgangs in der Bibliothek sietzen sie sich auch nach zwei Jahren noch. Es war ihnen bisher genauso wenig eingefallen, sich ausserhalb der Bibliothek zu treffen – es sei denn rein zufällig.

„Geht es Ihnen wieder besser, Herr Wegener?“, fragte Herr Minder.

„Danke der Nachfrage“, erwiderte dieser. „Bin noch mit einem blauen Auge davongekommen. Die diesjährige Grippe ist ungewöhnlich aggressiv. Haben Sie es auch gelesen? Alte putzt sie reihenweise weg. Lungenentzündung. Im Altersheim drüben“, er deutete mit dem Daumen nach rechts, „sind diese Woche schon wieder zwei daran gestorben. Insgesamt sind es zehn in den letzten drei Wochen. Meine Frau ist freiwillige Helferin, wissen Sie. Seit einem halben Jahr. Natürlich sind es in erster Linie Hochbetagte, die der Grippe zum Opfer fallen.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Ich bin geimpft. Vielleicht hat das

geholfen.“

„Ich nicht“, erwiderte Herr Minder.

„Sie nicht?“ Wegener klang überrascht und vorwurfsvoll. „Wieso nicht?“ Herr Minder wusste es auch nicht. Jedes Jahr, wenn die Grippe ausbrach und er daran dachte, dass er sich hätte impfen lassen sollen, war es zu spät.

Dr. Wegener wechselte das Thema: „So. Genug von der tristen Realität. Kommen wir lieber zu den Krimis, dem literarischen Ventil für kriminell durchaus interessierte, der Legalität aber aus tiefster Überzeugung verpflichtete Zeitgenossen.“

Er blickte Herrn Minder an. Dieser klappte den Deckel seiner Umhängetasche auf, zog die Taschenbücher daraus hervor und legte sie auf die weisse Kunststoffoberfläche des Tisches. Der Bibliothekar begutachtete zuerst durch seine schmale Lesebrille den kleinen Bücherstapel, den Herr Minder vor ihm aufgebaut hatte, nahm dann das oberste Büchlein in die Hand und Herrn Minder über den Brillenrand ins Visier.

Begeistert fragte er: „Haben Sie es auch in einem Zug gelesen?“

Als Herr Minder zustimmend nickte, meinte er auffordernd: „Und?“

Herr Minder hatte mit dieser Frage gerechnet und sich vorbereitet. Und zwar aus zwei Gründen: erstens kam er sich schon allein wegen seines unbeholfenen Gestotters auf Hochdeutsch ziemlich dumm vor. Zweitens wurde eine klare Formulierung in einer Fremdsprache auch nicht einfacher, wenn man seine verworrenen Gedanken während des Sprechens erst noch ordnen musste. Elmar Wegener hatte ihn zwar schon oft aufgefordert, berndeutsch mit ihm zu sprechen. Denn auch wenn er, Dr. Wegener, es nicht spreche, verstehe er es doch problemlos.

Herr Minder holte Luft und sagte dann: „Ein gelungenes Buch. Die Atmosphäre auf diesem Schloss, die Personen, der Ablauf – alles sehr gut. Vor allem wie es geschrieben ist, hat mir gefallen. Diese unfertigen Sätze. Die Geschichte hingegen ist für meinen Geschmack an den Haaren herbeigezogen. Der Nazi-Tempel hätte nicht sein müssen. Aber sonst ...“

Elmar Wegeners Miene hatte sich während des kurzen Vortrags zunehmend in die Breite gezogen und nun strahlte darauf das zufriedene Lächeln eines Lehrers, dessen Erwartungen von seinem Lieblingschüler noch übertroffen wurden.

„Genau!“, rief er begeistert. „Exakt wie ich es auch sehe. Tolle Sprache, stimmige Figuren, Spannung soviel man sich wünscht. Aber der Schluss, der Schluss – enttäuschend, oder? Auch ich hätte mir eine – wie soll ich sagen – sich organischer in die Vorgeschichte einfügende Auflösung gewünscht.“

Elmar Wegener nahm ein weiteres Buch aus dem Stapel und wollte auch dazu Herrn Minders Meinung hören.

Herr Minder winkte ab: „Gar nicht gut: zu viel Mafia, zu viele Schiessereien –“

Elmar Wegener fiel ihm ins Wort: „Und dass ausgerechnet diese lesbische Prostituierte aus der Ukraine den Mafiaboss schon von früher kannte, scheint mir doch zu zufällig. Es hat mich an ‚Todesfall am Rhein‘ erinnert. Wissen Sie noch? Als der einbeinige, versoffene Kommissar ausgerechnet und natürlich völlig zufällig in seinen Ferien am schwarzen Meer den Zwillingbruder des unbekanntenen Ermordeten am Rheinfall entdeckt.“

Herr Minder nickte. Wieder schien Elmar Wegener seine Gedanken gelesen zu haben.

Trotzdem ergänzte Herr Minder noch: „Nur war ‚Todesfall am Rhein‘ sowieso von A bis Z ein Witz und ich glaube, dass die Autorin das auch so gewollt hat. In diesem Buch“, Herr Minder deutete auf das Bändchen in Wegeners Hand, „dagegen weht ein anderer Wind. Und darum passt der Schluss nicht.“

Wegener sah ihn interessiert an und sagte gutgelaunt: „Ich staune. Ich staune über Ihre Gabe, den Nagel genau auf den Kopf zu treffen. Ich hab die Kritiken zu dem Buch gelesen. Tolles Buch, toller Autor, alles toll – angeblich. Daher war es für mich eine riesengrosse Enttäuschung. Aber eben: De gustibus non est disputandum – über Geschmack lässt sich nicht streiten.“

Herr Minder meinte, er müsse sich noch Nachschub besorgen und wollte schon gehen, als Elmar Wegener auf einmal etwas einfiel.

„Oh, ich hab hier was für Sie“, raunte er im Tonfall eines Verschwörers. Er reichte Herrn Minder ein jungfräulich wirkendes Büchlein, das noch keine Nummer und keinen Strichcode trug. „Da die Bibliothek über Weihnachten zumacht, kann ich es Ihnen mitgeben, obwohl es noch nicht katalogisiert ist. Das würd’ ich mich natürlich nicht bei jedem trauen. Bei Ihnen dagegen bin ich sicher, dass es in tadellosem Zustand zurückkommt. Sie als ‚Bücherexperte‘. Es nimmt mich Wunder, wie Sie es beurteilen. Es ist ein Erstling. Die Tochter eines Freundes hat es geschrieben. Daher habe ich ein Subskriptionsexemplar bekommen und gedacht, das wäre was für unsere Bibliothek.“

Herr Minder fühlte sich geschmeichelt und nahm das Buch fast ehrfürchtig entgegen. Elmar Wegener lächelte selig wie ein Weihnachtsmann, der sich an den fröhlichen Gesichtern der Kinder freut, die gerade die Geschenke auspacken.

„Und, Herr Minder, besuchen Sie über Weihnachten wieder Ihre Tochter in Lausanne?“, wollte er dann wissen. Herrn Minder war es unangenehm, darauf angesprochen zu werden. Liselotte, seine Tochter, die in Lausanne wohnte, war dieses Jahr über Weihnachten mit ihrer Familie in Amerika, um die Schwester ihres Mannes zu besuchen. Also würde er wohl oder übel

alleine feiern – oder besser gesagt – nicht feiern. Mit seiner Schwester Silvia und ihrem Mann Rolf verstand er sich nicht. Sie wohnten zwar nur wenige Kilometer entfernt im fribourgischen Bauerndorf Kerzers, am Rande des Grossen Mooses. Aber seit Silvia und Rolf vor über zehn Jahren einer Sekte beigetreten waren, hatte er kaum noch Kontakt zu ihnen. Nach Ernas Beerdigung hatte er weder mit ihnen gesprochen noch sie gesehen. Gewiss würden sie Weihnachten wie alle kirchlichen Anlässe im Kreise Gleichgesinnter feiern. Und Ernas jüngere Schwester, die eigentlich Margrit hiess, sich aus Gründen, die Herr Minder nicht kannte, aber Betty nannte, war Künstlerin und – soweit er wusste – im Moment Atheistin mit einem Hang zum Schamanismus. Ausserdem war sein Verhältnis zu Betty auch getrübt. Also erklärte er Elmar Wegener einfach nur, dass er es dieses Jahr vorziehen würde, allein zu feiern.

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!“ Theatralisch stiess Elmar Wegener sich vom Tisch ab. „An Weihnachten sollte keine Menschenseele alleine bleiben. Kommen Sie doch zu uns. Meine Frau würde sich bestimmt auch freuen. Unsere Töchter sind dieses Jahr in Arosa, bauen Iglus und verbringen Weihnachten wie die Eskimos – haben sie wahrscheinlich von ihrer Mutter. Eine Weihnachtsgans können Sie bei uns zwar nicht erwarten – wir sind Vegetarier. Aber es geht ja an Weihnachten auch nicht nur ums Essen, sondern“, er lächelte augenzwinkernd und fügte dann hinzu, „auch ums Trinken. Und ich habe einen wirklich guten Tropfen im Keller. Den müssen wir zusammen probieren. Also abgemacht? Sagen wir am Vierundzwanzigsten so gegen acht?“

Herr Minder zögerte, war aber zu überrumpelt, um aus dem Stand heraus eine überzeugende Ausrede zu basteln. Er fühlte sich zudem von der hinter ihm wartenden Frau, die ein Buch ausleihen wollte und demonstrativ ungeduldig mit dem Fuss wippte, gedrängt und dachte, mit einer Zusage käme er am schnellsten davon.

Auf dem Rückweg ging ihm die Einladung nicht mehr aus dem Kopf. Er war kein Gesellschaftsmensch. Erna hatte geredet, nette Worte gefunden, peinliche Pausen verhindert oder geschickt überspielt und rechtzeitig den Ausstieg aus heiklen oder langfädigen Konversationen gefunden. Er hatte sich wortlos nickend oder mitfühlend den Kopf schüttelnd im Hintergrund halten können und trotzdem einen guten Eindruck hinterlassen. Und nun würde er mehrere Stunden mit zwei ihm im Grunde fremden Menschen verbringen müssen – noch dazu an diesem besonderen Abend. Ihm graute davor. Dabei konnte er noch gar nicht wissen, dass er die Einladung auch aus anderen, weitaus wichtigeren Gründen besser nicht angenommen hätte.

Etliches wäre ihm erspart geblieben.

In trübsinnige Gedanken versunken war er zuhause angelangt. Er schloss die Haustür auf und nahm die Treppe in Angriff. Mit gerecktem Hals versuchte er so weit wie möglich voranzuspähen, um rechtzeitig kehrt zu machen, falls es nötig sein sollte. Gerade als Herr Minder sich schon ausser Gefahr wähnte, weil er unbemerkt im zweiten Stock angekommen war und nun flugs um die Ecke huschen konnte, um sich zügig in den obersten Stock in Sicherheit zu bringen, wurde die Wohnungstür rechts neben ihm aufgerissen. Zur Flucht war es zu spät. Sie musste heute doch tatsächlich an der Wohnungstür gewartet haben, als sie unten die Haustür hatte ins Schloss fallen hören! Und als er im Sichtkreis ihres Türspions auftauchte, war die Falle zugeschnappt.

„Guten Abend, Herr Minder. Schreckliche Kälte, nicht wahr? Es ist glatt vor dem Haus. Ich habe Frau Wisler schon zweimal gesagt, sie solle endlich Salz streuen. Dafür ist ein Abwart schliesslich da, oder? Aber diese Person –“

„Guten Abend, Frau Müller“, unterbrach Herr Minder Frau Müllers Wortschwall und versuchte an ihr vorbei auf die Treppe zum dritten Stock einzuschwenken.

Doch das verhinderte Frau Müller, indem sie ihm geschmeidig den Weg abschnitt und sagte: „Herr Minder, Sie als Mann – “. Sie machte eine kurze Pause. Doch Herr Minder sagte nichts.

Also fuhr sie fort: „Es geht um Schorsch's Weihnachtsgeschenk. Ich könnte es morgen noch umtauschen, wissen Sie. Nur um sicher zu sein, dass ich nicht daneben gegriffen habe, möchte ich unbedingt Ihre Meinung dazu hören. Bitte, kommen Sie doch rein. Prinz kann natürlich auch mitkommen. Gell, mein Kleiner.“ Sie bückte sich zu Prinz hinunter und streichelte seinen Kopf.

Herr Minder betrachtete sie. Sie trug wie immer eine zu enge und für ihr Alter zu hoch über den Knien endende blau-rot geblümete Hausfrauenschürze und violette Samtpantöffelchen mit unnötig viel Absatz. Um ihre Augen, aus denen sie ihn von unten herauf schmachtend ansah, lag eine satte Schicht violetter Lidschatten, aus dem sich die dick getuschten Wimpern wie Spinnenbeine reckten. Die Lippen hatte Frau Müller mit blutrotem Stift nachgezogen. Bei genauerer Betrachtung konnte man sehen, dass die Farbe auch in die feinen Fältchen um den Mund hineingekrochen war. Die Haare trug sie kastanienbraun. ‚Gefärbt‘, dachte Herr Minder. Um die Sechzig war sie bestimmt, wahrscheinlich darüber.

Seit Ernas Tod versuchte sie sich unter allerhand fadenscheinigen Vorwänden an ihn heranzumachen: klopfte im nachlässig aufgeknapften Morgenmantel an seine Tür, um ihn auf Änderungen im Waschplan hinzuweisen,

lauerte ihm im Treppenhaus mit einer Einladung zum Mittagessen auf oder rief ihn spät abends an, damit er in ihrem Schlafzimmer eine defekte Glühbirne auswechselte. Deshalb achtete er darauf, das Treppenhaus möglichst nur zu betreten, wenn Frau Müller nicht wie so oft per excusé mit dem Handwischer vor ihrer Wohnungstür stand, um ihn abzufangen.

„Bitte, bitte, bitte Herr Minder. Tun Sie mir doch diesen kleinen Gefallen“, bettelte sie.

„Tut mir leid, Frau Müller. Ich kann nicht. Ich muss noch etwas Dringendes erledigen.“

Aber Frau Müller gab sich nicht so leicht geschlagen. Nach einem letzten Augenaufschlag, den ein langer Seufzer begleitete, sagte sie hörbar ausatmend: „Dann warten Sie bitte hier. Ich hole es rasch.“

Damit verschwand sie in der Wohnung, um kurz darauf mit einer kleinen Schachtel wiederzukommen. Diese öffnete sie unter Herrn Minders Blick dramatisch langsam und trompetete dazu „Tatatataa!“. Neugierig wartete sie Herrn Minders Reaktion ab. In der Schachtel lag ein Paar goldene Manschettenknöpfe.

„Dezent“, dachte Herr Minder widerwillig anerkennend. So viel Geschmack hätte er Frau Müller gar nicht zugetraut.

„Die Verkäuferin hat sie mir empfohlen. Das sei modern. ‚Understatement ist in‘, hat sie gesagt. Dumm ist nur, dass man gar nicht sieht, wie teuer sie sind. Was meinen Sie, Herr Minder, kann ein gepflegter Mann so etwas tragen?“

Herr Minder hatte selber seit seiner Hochzeit vor 38 Jahren nie mehr Manschettenknöpfe getragen und nicht nur bezüglich Manschettenknöpfen keine Ahnung, was ‚Mann‘ heutzutage trug.

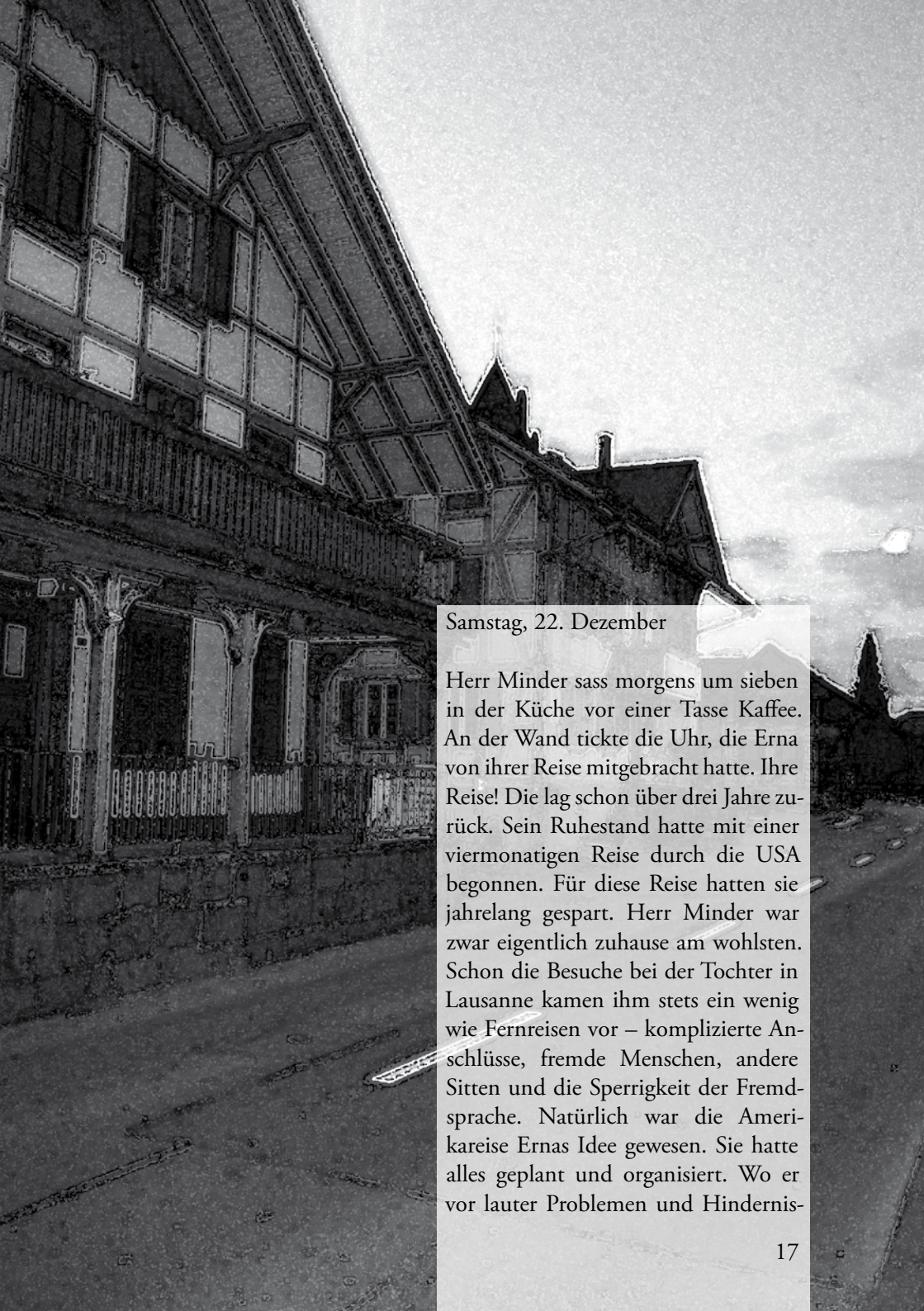
Der Einfachheit halber sagte er deshalb: „Toll, Frau Müller. Die gefallen Ihrem Sohn sicher. Aber ich muss jetzt wirklich.“ Herr Minder wandte sich zum Gehen. Aber er hatte nicht mit Frau Müllers Hartnäckigkeit gerechnet.

„Herr Minder“, rief sie übertrieben laut. „Sicher haben Sie noch nicht zu Abend gegessen und auch nichts Rechtes im Haus, stimmt’s? Männer“, stellte sie wie eine fest, die auf eine lange Reihe Verflüssener zurückblicken kann. Dabei hatte Herr Minder Frau Müller noch nie in männlicher Begleitung angetroffen – ausser ihrem Sohn Schorsch und dem Pösteler, wenn er ein Einschreiben abgeben musste.

Obschon Herrn Minder das Wasser im Mund zusammenlief, als er den Duft von Gebratenem wahrnahm, der aus Frau Müllers Wohnung kam, protestierte er entschieden. Es tue ihm leid, aber er habe eingekauft.

Mit einem allerletzten „Danke, aber heute nicht“ und einem „vielleicht ein anderes Mal und adieu Frau Müller“ eilte er rasch die Treppe in den dritten Stock hinauf.

Nachdem er sich seines Mantels und Schals entledigt und die Tasche auf die Garderobenablage vor einem Spiegel gestellt hatte, folgte er dem Flur, von dem beidseits zwei Türen abgingen, geradeaus in die Küche. Er nahm das Hundefutter aus einem Schrank und liess eine grosse Portion in Prinz' Metallnapf klackern. Dann besah er sich den Inhalt seines Kühlschranks. Dieser erschöpfte sich in einem Stück Emmentaler – nicht nur klein, sondern auch mehr Rinde als Käse – und einem Bier – seinem letzten. Herr Minder nahm beides heraus und liess den Blick zum Brotbrett hinüberwandern. Dort lag noch ein einsamer Anschnitt Ruchbrot, eingewickelt in eine Alufolie. Mit dieser kargen Beute setzte er sich in seinen gemütlichen Ledersessel vor dem Fernseher.



Samstag, 22. Dezember

Herr Minder sass morgens um sieben in der Küche vor einer Tasse Kaffee. An der Wand tickte die Uhr, die Erna von ihrer Reise mitgebracht hatte. Ihre Reise! Die lag schon über drei Jahre zurück. Sein Ruhestand hatte mit einer viermonatigen Reise durch die USA begonnen. Für diese Reise hatten sie jahrelang gespart. Herr Minder war zwar eigentlich zuhause am wohlsten. Schon die Besuche bei der Tochter in Lausanne kamen ihm stets ein wenig wie Fernreisen vor – komplizierte Anschlüsse, fremde Menschen, andere Sitten und die Sperrigkeit der Fremdsprache. Natürlich war die Amerikareise Ernas Idee gewesen. Sie hatte alles geplant und organisiert. Wo er vor lauter Problemen und Hindernis-

sen den Bettel hingeworfen hätte, war Erna zu Hochform aufgelaufen. Auf der Heimreise hatte seine Frau in London diese Wanduhr gekauft, die jetzt in der Küche hing. Jede volle Stunde schlug sie wie der Big Ben. Aber noch bevor die Uhr zuhause an der Wand gehangen hatte, war Erna tot gewesen. Hirnschlag.

Herr Minder nahm den letzten Schluck Kaffee und ging dann hinaus in die Diele. Dort stieg er in seine Schuhe, streifte den Mantel über, drapierte das Halstuch und rief Prinz, der sofort vor Erwartung freudig wedelnd herbeitrabte. Dann ging er zur Wohnungstür und öffnete sie einen Spalt breit. Er linste ins Treppenhaus. Die Luft war rein. Leise stieg er die Treppe hinunter, dicht gefolgt von Prinz. Im zweiten Stock stieg ihm ein säuerlicher Geruch in die Nase. Mit jeder Stufe wurde er deutlicher. Vom nächsten Absatz aus konnte Herr Minder unterhalb der Treppe zwei Beine in Jeans und weissen Sportschuhen am Boden liegen sehen. Rasch ging er hinunter und erkannte sofort die Gestalt, die in einen dunklen Anorak gekleidet auf dem Rücken lag, den Kopf mit dem zerzausten blonden Haar halb aufgerichtet an die Wohnungstür gelehnt, das Kinn auf die Brust gepresst. Die Strickmütze lag am Boden oder besser gesagt in einer Lache, die den Boden bedeckte. Jetzt wusste Herr Minder auch, woher der säuerliche Geruch kam. Oliver Wisler lag in einer Lache aus Erbrochenem.

Oliver war der 15-jährige Sohn von Frau Wisler, der alleinerziehenden Frau, die im ersten Stock wohnte und nebenamtlich Abwartin war. Herr Minder band Prinz in sicherer Entfernung an das Treppengeländer, hielt das Taschentuch vor Nase und Mund und beugte sich trotz eigenem erwachendem Brechreiz zu dem Teenager hinunter. Jetzt konnte er auch die Alkoholfahne riechen. Energisch drückte er auf den Klingelknopf, neben dem „R. Wisler“ stand.

Herr Minder sprach den Jungen an: „Oliver, hallo, hörst du mich?“

Oliver stöhnte. Seine Augenlider zuckten. Herr Minder klingelte nochmals. Nach ein paar Sekunden war eine verschlafene, unfreundlich klingende Stimme zu vernehmen und Schritte, die sich schlurfend der Tür näherten.

Der Schlüssel wurde gedreht und das vom Schlaf zerkratschte bleiche Gesicht von Frau Wisler erschien. Sie trug einen gelben Frotteemantel, der sie noch bleicher machte, und Badelatschen. Ihr dünnes, blondes Haar stand in alle Richtungen ab. Ihre verquollenen Augen blinzelten zu Herrn Minder auf.

„Was ist denn los?“, wollte sie wissen.

Bevor Herr Minder auch nur zu einem Gruss ansetzen konnte, fiel ihr Blick auf Oliver, der sich nun etwas aufgerappelt hatte. Bestürzt sah sie ihn den Bruchteil einer Sekunde an und drängte sich dann energisch an Herrn

Minder vorbei zu ihrem Sohn. Sie gab ihm links und rechts eine Ohrfeige und zerrte den Jungen, der gut einen Kopf grösser war als sie, an den Haaren auf die Beine und in die Wohnung.

„Ab mit dir ins Bad. Unter die Dusche, hast du verstanden!“, schnauzte sie den jammernden Jungen an. Und Herrn Minder warf sie wütend an den Kopf: „Erzählen Sie es nur weiter. Dann haben die Leute wieder etwas zum Tratschen.“

Herr Minder stand schockiert da und konnte kaum fassen, was er eben gesehen und gehört hatte.

„Was gibt es noch zu glotzen?“ Mit diesen Worten knallte Frau Wisler die Tür vor seiner Nase zu.

Herr Minder manövrierte Prinz um die Lache herum und atmete erleichtert durch, als er vor die Haustür trat.

Er zog das Halstuch enger. In der Nacht war der erste Schnee gefallen. Ein dünner weisser Teppich überzog das Pflaster, das sich darunter im Licht der Strassenlampen noch knapp abzeichnete. Es war noch dämmerig, aber am Himmel, den er zwischen den Hausdächern ausmachen konnte, zeigten sich zwischen aufgerissenen dunklen Wolken ein paar helle Lücken. Herr Minder schlug den Weg zum Senseufer ein.

Er war wie meistens auf den Hundespaziergängen in Gedanken versunken. Genauer gesagt, schweiften seine Gedanken mal hierhin, mal dorthin; mehrheitlich seiner Kontrolle entzogen. Deshalb stand er zu seiner Überraschung auf einmal beim Steg, der kurz nach dem alten Bahndepot über die Sense führte. Hier musste er sich entscheiden, welchen Weg er einschlagen wollte – den Rückweg oder eine weitere Schleife der Saane entlang, in welche die Sense etwas unterhalb des Stegs mündete. Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, dass es Zeit für ein Frühstück war. Schliesslich hatte er sich gestern Abend nicht gerade den Bauch vollgeschlagen. Er kehrte um.

Als er auf dem Rückweg an der Bäckerei vorbeikam, trat er ein und genoss den Duft der frischen Backwaren. Die Regale hinter der Ladentheke waren um diese Zeit noch vollgestopft mit Zöpfen, runden, langen und gewirbelten, hellen, dunklen oder kernigen Broten. In geflochtenen Körben unter den Regalen lagen haufenweise Weggli, Mütschli, Butter-, Vollkorn- und Laugengipfeli und Vollkornbrötli. Herr Minder kaufte bei der freundlichen jungen Verkäuferin drei Gipfeli und ein Pfund Ruchbrot.

Zuhause schnappte er die Zeitung aus dem Briefschlitz. Voll bepackt und frohgemut stieg er kurz nach acht die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Die Lache im ersten Stock war verschwunden und in den immer noch in der Luft hängenden leicht säuerlichen Geruch nach Erbrochenem mischte

sich die Süsse eines kräftigen Jasminparfüms. Durch das sperrangelweit of-fenstehende Fenster drang kalte, frische Winterluft hinein. Bei Wislers war alles ruhig.

Frau Müller brauchte er heute nicht zu fürchten. Die stand nun sicher schon am Bahnhof. Jeden Samstag fuhr sie um diese Zeit mit dem Zug nach Zürich, brachte Schorsch, ihrem Sohn, die frische Wäsche und machte ihm den Haushalt.

In der Küche stellte Herr Minder die Tüte mit den Gipfeli auf den Tisch und das Brot auf die Anrichte. Sein Blick fiel auf Besteck, Gläser, Tassen und Teller im Spülbecken. Heute war ein Abwasch fällig. Er rechnete zurück. Richtig. Der letzte musste Mittwoch gewesen sein. Es hatte Herrn Minder fast zwei Jahre gekostet, um diesen rationellen Spülturnus in seinem Single-haushalt einzuführen. Erna hätte einen solchen Schlendrian nicht toleriert.

Bevor er allerdings ans Werk ging, standen die Zeitungslektüre, Kaffee und Gipfeli auf dem Programm. Er überflog zuerst die letzte Seite mit den Kurzmeldungen und Kuriositäten. Neben den Kurznachrichten enthielt die Seite einen längeren Artikel mit dem Titel „Mehr Grippe-Tote als erwartet“. Er las im Lead, dass die diesjährige Grippe schon nach relativ kurzer Zeit vor allem bei den Risikogruppen – und dazu gehörten im wesentlichen die Al-ten – deutlich mehr Todesopfer gefordert habe, als jede andere Grippewelle in den letzten zehn Jahren. Herr Minder wollte gerade weiterlesen, als ihn die Klingel aufschreckte. Prinz wartete bereits mit keck über dem Rücken eingerolltem Schwanz vor der Tür, als Herr Minder öffnete.

Frau Wisler stand vor ihm. Sie war hübsch frisiert, leicht geschminkt, trug zu ihren Jeans einen dunkelblauen Pulli, der viel zu weit war und unter dem sich ihre dünnen Schultern knochig abzeichneten. Sie machte einen gefas-sen Eindruck.

Bevor Herr Minder die Sprache gefunden hatte, sagte sie: „Ich hoffe, dass ich nicht störe.“

Er stotterte: „Nein, nein, Sie stören nicht. Es ist nur, ich lese gerade die Zeitung.“

„Oh“, machte Frau Wisler, blieb aber stehen.

Herrn Minder blieb nichts anderes übrig – er sagte: „Ich kann die Zeitung ja auch später lesen.“

„Gut.“ Frau Wisler lächelte verlegen und wusste offenbar nicht recht, wie sie es sagen sollte. „Also. Wegen heute Morgen. Also ich wollte mich ent-schuldigen für“, sie stockte und Herr Minder schlug in Gedanken vor ‚für mein unhöfliches Benehmen‘, aber Frau Wisler entschied sich für ein un-

verbindlicheres „ – alles. Also ...“, wieder stockte sie. Es war ihr sichtlich unangenehm, ihre Entschuldigung oder Erklärung loszuwerden.

Herrn Minder erbarmte sich ihrer und sagte: „Wollen Sie vielleicht hereinkommen? Ich meine, nur wenn es Ihnen recht ist und ... und Sie Zeit haben.“ Frau Wisler nickte erleichtert und trat ein. Herr Minder komplimentierte sie in die Küche, schloss im Vorbeigehen hastig die Schlafzimmertüre und bot ihr einen Platz am Küchentisch an. Während Herr Minder den Kaffee für sie zubereitete, schwiegen sie. Frau Wisler kraulte Prinz hinter den Ohren. Der Hund genoss es. Er reckte den Hals und manövrierte seine Schnauze beiläufig in eine hinsichtlich der Gipfeli optimale Position.

„Prinz, weg da!“, befahl Herr Minder, als er mit dem Kaffee zum Tisch kam.

„Ach, mich stört er nicht“, verteidigte Frau Wisler den Hund.

„Sie kennen ihn nicht“, klärte Herr Minder sie auf. „Ohne mit der Wimper zu zucken, räumt er mit einem Schleck ein Gipfeli ab. Und das ist nicht gut für ihn. Er ist zu dick. Aber nehmen Sie doch eines“, ermunterte Herr Minder sie und deutete auf die Tüte mit den Gipfeli.

Frau Wisler dankte und fischte ein Gebäck aus der Tüte.

Sie nahm einen Bissen, den sie mit einem Schluck Kaffee hinunterspülte. Herr Minder fand, dass sie nun langsam zur Sache kommen könnte, wollte aber nicht unhöflich sein und begann seinerseits ein Gipfeli zu essen.

Endlich setzte Frau Wisler von Neuem an.

Sie knetete mit der freien Hand den Ärmel ihres Pullovers und sagte, ohne Herrn Minder anzublicken: „Es ist mir so peinlich – wegen heute Morgen. Tut mir leid.“

Sie sah ihn scheu an, bereit jederzeit den Blick abzuwenden. Sie liess ihren Ärmel los und schob sich eine Strähne, die ihr ins Gesicht gefallen war, hinter das Ohr. Dann sagte sie: „Es tut mir besonders leid, dass ich gerade zu Ihnen – unhöflich war. Wo doch Ihre Frau so nett zu Oli war.“

Herr Minder erinnerte sich, dass Oliver ein bis zwei Jahre vor seiner, Herrn Minders, Pensionierung mehrmals pro Woche bei Erna gegessen hatte. Es lohne sich ja kaum, für eine Person zu kochen. Deutlich befriedigender sei es, für einen hungrigen Jungen am Herd zu stehen, hatte Erna gesagt. Oliver musste damals zehn oder elf gewesen sein. Er war kurz zuvor mit seiner Mutter hergezogen. Frau Wisler hatte auswärts eine Teilzeitstelle und war damals mehrmals pro Woche am Mittag nicht zuhause.

„Ach, das ist doch Schnee von gestern“, wehrte Herr Minder ab.

„Trotzdem. Es war genau das, was mir in dieser Zeit am meisten geholfen hat“, stellte Frau Wisler fest. „Ich bin es gewohnt, alleine zurecht zu kom-

men. Auch mit dem Kind. Aber im Moment hat Oli eine schwierige Phase, wissen Sie. Pubertät. Kollegen. Ich komme nicht an ihn heran. Aber am schlimmsten ist dieser verdammte Alkohol. Weiss der Himmel, woher sie das Zeug immer haben.“

Frau Wisler kam allmählich in Fahrt und Herr Minder hörte ihr einfach zu.

„Natürlich ist es für Oli auch nicht immer leicht. Besonders seit sein Vater vor fast vier Jahren starb. An sich kein Problem. Aber seine Überweisungen haben uns gefehlt. Ich musste mehr arbeiten. Das ist im Fall nicht so einfach. Auch wenn man wirklich will. Wenn man auch nur ein wenig auf einen Stundenplan Rücksicht nehmen muss, kommt nicht mehr viel in Frage. Schlussendlich habe ich zu meiner Abwärtsstelle und der Stelle als Kassiererin noch als Bardame in der „Golden-Gate-Bar“ angefangen. Nur Freitag- und Samstagabend, wissen Sie. Mit den Trinkgeldern kommen wir gerade so ohne Sozialhilfe über die Runden.“

Sie war sichtlich stolz darauf und fuhr weiter: „Es lief ja bisher auch mit Oli gut. Aber schon vor ein paar Wochen habe ich gemerkt, dass er nach Bier gerochen hat. Er hat es gar nicht abgestritten. Das gehe mich nichts an. Was soll ich machen? Ich kann ihn ja nicht einsperren. Bisher war er nie betrunken, wenn er nach Hause kam. Höchstens ein bisschen angeheitert. Wieso er heute stockbesoffen war, weiss ich nicht.“

Sie heftete ihren Blick nun auf die Tasse und sagte resigniert: „Er sagt mir ja nichts.“

Herr Minder nickte und nahm einen Schluck Kaffee.

Dann sagte er in einem hilflosen Versuch, etwas zum Gespräch beizutragen: „Dem Jungen fehlt wohl der Vater.“

Damit traf er versehentlich einen wunden Punkt.

Frau Wisler richtete sich auf: „Glauben Sie denn, mir macht es Spass, alleinerziehende Mutter zu sein?“

Nach einer kurzen Pause – Herr Minder zog es vor nichts zu sagen und nach einem unverbindlichen Schulterzucken einfach abzuwarten – lenkte sie ein: „Natürlich fehlt ihm der Vater. Das weiss ich selber. Er ist jetzt in einem Alter ... Er braucht Vorbilder. Männliche Vorbilder. Stimmt ja. Deshalb war ich ja auch so froh, dass er in den Sommerferien bei Alex in der Velowerkstatt aushelfen durfte.“

Herr Minder fragte: „Alex?“

Frau Wisler ergänzte: „Wacker. Kennen Sie ihn?“

Herr Minder nickte. Letzten Sommer hatte er sein Fahrrad bei Wacker in Reparatur gegeben. Vierundsiebzig Fünfzig hatte es gekostet. Nicht billig, aber auch nicht unverschämt.

Frau Wisler erzählte: „Die beiden haben sich von Anfang an gut verstanden. Oli ist sehr geschickt mit den Händen und bastelt gerne an technischen Apparaten und Geräten herum. Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, als Alex ihm kürzlich eine Lehrstelle in seinem Betrieb angeboten hat. Nächstes Jahr.“

„Eine Lehrstelle? Das ist doch prima“, sagte Herr Minder. „Dann wird er von alleine auf andere Gedanken kommen.“

Frau Wisler nickte.

„Nehmen Sie doch noch das letzte Gipfeli“, drängte Herr Minder. Doch Frau Wisler lehnte dankend ab und meinte, sie wolle ihn endlich die Zeitung lesen lassen.

Sie verabschiedeten sich und Herr Minder trat ans Küchenfenster, von wo aus er zwischen den Häusern hindurch einen schönen Blick auf die Ebene jenseits der Sense hatte. Der Schnee war verschwunden. Die Sonne blinzelte zwischen flauschigen, weissen Wolken herunter. Der Big Ben schlug zehn.

Es war Samstag. Er würde sich nicht davor drücken können, gleich nach dem Abwasch einkaufen zu gehen. Nachdem er die Zeitung gelesen und nun auch die Erklärung für die aussergewöhnliche Grippewelle erhalten hatte – es handelte sich offenbar um ein mutiertes Grippevirus, gegen das der Impfstoff nur ungenügend schützte, spülte er das Geschirr und machte sich danach mit seiner Einkaufstasche auf zum Coop jenseits der Sense.

Er stand schon in einer der Schlangen vor den Kassen, froh, bald dem Wohlfühlgedudel aus den Lautsprechern entronnen zu sein, als er plötzlich eine Stimme hinter sich rufen hörte.

„Onkel?! Hallo, hallooo.“

Herr Minder hätte sich am liebsten in einem Mausloch verkrochen. Weil aber keines da war, zog er stattdessen den Kopf so gut es ging ein und stellte den Mantelkragen hoch. Die Stimme kam ihm zwar bekannt vor, aber er konnte kein Gesicht damit verbinden. Da berührte ihn jemand am Arm, er drehte sich um und blickte in das Gesicht seines Neffen.

„Reto?“, vergewisserte sich Herr Minder. Er hatte Reto bestimmt fast zwanzig Jahre nicht mehr gesehen.

Reto, Mitte vierzig, mit vollen, braunen, kurzgeschnittenen Haaren und einem Clark-Gable-Schnäuzchen, die Einsfüfundachzig seiner durchtrainierten Sportlerfigur in einer braunen Lederjacke, einem schwarzen Rollkragenpullover und verwaschenen Jeans bestens zur Geltung gebracht, sah ihn strahlend an und sagte lauter als nötig: „Hab ich doch richtig gesehen. Dachte zuerst, dass ich mich getäuscht hätte.“

„Was machst du hier? Arbeitest du nicht in Bern?“, fragte Herr Minder.

Retos Lächeln verschwand, als er sagte: „Ich bin nicht mehr in Bern. Schon eine ganze Weile nicht mehr.“

„Aber bei der Polizei bist du noch? Mordkommission, oder?“, wollte Herr Minder wissen.

„Das heisst nicht Mordkommission, sondern Dezernat Leib + Leben“, korrigierte Reto. „Aber egal, da bin ich auch nicht mehr. Ich bin ab dem 1. Januar auf der Wache in Laupen.“

„Ehrlich?“, fragte Herr Minder überrascht.

„Absolut. Ich hatte“, Reto zögerte kurz und sagte dann, „ein Burnout und war fast ein halbes Jahr krankgeschrieben. Ich soll in einer anderen Umgebung versuchen, wieder Tritt zu fassen, hat der Psychologe mir geraten. Und in Laupen gab es gerade eine Vakanz und – voilà, da bin ich.“

Er machte eine kurze Pause und als Herr Minder nichts sagte, erklärte er: „Ja, und nun habe ich gestern meine Wohnung am Jungfrauweg übernommen und versuche mich einzuleben.“

Herr Minder, dem nichts dazu in den Sinn kommen wollte, fragte: „Hast du letztthin etwas von deinen Eltern gehört? Gegenüber mir herrscht nämlich seit Jahren Funkstille.“

„Gegenüber mir auch. Ich habe seit über einem halben Jahr gar keinen Kontakt mehr mit Mutter und Vater. Meine Krankheit – in ihren Augen eine Strafe Gottes – war zu viel für sie. Wenn es wenigstens ein körperliches Leiden gewesen wäre. Aber nein, ihr Sohn musste in die Psychi! Eine Schande für die ganze Familie. Du kennst sie ja. Die ticken nicht mehr richtig, seit sie in dieser Sekte sind.“

„Komm doch mal zu mir. Ich wohne immer noch am Bärenplatz. Dann können wir ungestört miteinander reden“, beendete Herr Minder ihre Unterhaltung, als er an der Reihe war, seine Einkäufe aufs Band zu legen. Reto, der schon bezahlt hatte, versprach, sich zu melden, gab ihm die Hand und schritt mit einer prallvollen Papiertragtasche athletisch aus dem Laden. Etliche Frauenblicke folgten ihm, bis er durch die automatische Türe verschwunden war.

Den restlichen Samstag verbrachte Herr Minder damit, in der nachmittäglichen Sonne mit Prinz der Sense entlang bis auf die Höhe der ehemaligen Haltestelle ‚Freiburghaus‘ und zurück zu spazieren, zum Mittagessen eine Büchse weisse Bohnen an Tomatensauce zu wärmen – und seinem Hobby zu frönen: Im ehemaligen Kinderzimmer, einem grossen Raum mit einer breiten Fensterfront, in dem Liselotte gross geworden war, hatte Erna ihr Näh- und Bügelzimmer eingerichtet. Nach seiner Pensionierung war auch Herr Minder in dieses Zimmer eingezogen und hatte kistenweise Material

hereingeschleppt. Denn er baute aus Kleinstbauteilen Modelle; vorzugsweise alte Schiffe. Aber auch der Eiffelturm, die Tower-Bridge und der Berner Zeitglockenturm standen im Regal an der Wand. Erna und er hatten sich oft ausgemalt, wie sie an trüben Herbst- und Winternachmittagen im warmen Licht der Lampe einträchtig nebeneinander ihren jeweiligen Tätigkeiten nachgehen, sich unterhalten und zusammen eine Tasse Tee trinken würden. Daraus war leider nichts geworden.

Herr Minder hatte das Bügelbrett genau dort stehen lassen, wo Erna es hingestellt hatte. Darauf lagen allerdings keine Hemden, sondern sortierte Einzelteile und vorgefertigte Elemente für seine Modelle. Ernas Nähtisch direkt vor dem Fenster war sein Arbeitstisch geworden. Darauf stand das filigrane Gerippe eines Dreimasters. In einer abgenutzten Holzkiste daneben lagen schön geordnet Zangen in Miniaturformat, diverse ebenso kleine Sägen, Scheren, ein Teppichmesser, ein winziger Schraubenzieher, ein Hämmerchen, Klemmen, Faden, Draht, winzige Schrauben, Nägel, Schleifpapier und mehrere Tuben Leim. An diesem Tisch verbrachte Herr Minder heute die Stunden bis zum Abendessen mit zuschneiden, einpassen, zurechtschleifen und anleimen von winzigen Holzplanken. Auf dem altmodischen Plattenspieler drehte eine Glenn-Miller-Langspielplatte ihre Runden. Wenn sie fertig war, bugsierte Herr Minder die Nadel einfach wieder an den Anfang. Beim Basteln liess er gerne seine Gedanken schweifen. Normalerweise bewegten sie sich zuerst einmal in einem wirren Knäuel durcheinander, bis sie auf ein loses Ende stiessen, an dem sie weiterspinnen konnten. Ein solches Ende schien heute Reto, der Sohn seiner Schwester Silvia, zu sein. Doch ausser seiner Beförderung in die ‚Mordkommission‘ vor rund zwanzig Jahren, von der Silvia ihm seinerzeit stolz berichtet hatte, war über Reto in Herrn Minders Kopf nicht viel gespeichert. An Reto als Kind konnte er sich nur vage erinnern. Rechthaberisch und neunmalklug war er gewesen – ein Einzelkind halt.

Als aus Frau Müllers Wohnung, die genau unter der seinen lag, gedämpft die Geräusche geschäftigen Hantierens mit Pfannen und Geschirr heraufdrangen, sah er auf die Uhr und stellte fest, dass schon sechs Uhr war. Frau Müller war also wie üblich mit dem zwanzig nach fünf Zug aus Bern gekommen. Ein Blick aus dem Fenster zeigte, dass es dunkel geworden war. In den benachbarten Häusern brannte Licht.

Herr Minder legte die Werkzeuge sorgfältig zurück in die Kiste und ging in die Küche. Als er den Kühlschrank öffnete, war er im ersten Moment überrascht von der unerwarteten Auswahl. Ach ja, Samstag! Er hatte einge-

kauft, fiel ihm wieder ein. Seit seiner Pensionierung verlor er manchmal den Überblick über die Wochentage. Sie waren für die wenigen Tätigkeiten, die er darin unterbringen musste, so zahlreich, dass er es sich leisten konnte, den einen mit dem anderen zu verwechseln.

Er entschied sich für Greyerzkerkäse mit Mayonnaise, Brot und Bier und setzte sich damit an den Küchentisch. Vom Käse schnitt er ein grosses Stück für sich und ein kleineres für Prinz ab, der wie gewöhnlich neben ihm sass und ihn mit seinen braunen Augen hypnotisierte, bis Herr Minder nicht mehr anders konnte. Dazu lief im Radio das ‚Echo der Zeit‘. Thema war schon wieder diese leidige Grippewelle. Experten zeigten sich besorgt über den bisherigen Verlauf. Nachdem Herr Minder sich fast zehn Minuten lang von verschiedenen Fachleuten angehört hatte, dass niemand mit dieser aggressiven Form gerechnet hatte und wirkungsvolle Impfstoffe zurzeit noch nicht zur Verfügung stünden, wurde er am Schluss der Sendung gemahnt, nicht in Panik zu verfallen, sondern die Ruhe zu bewahren. Er schaltete das Radio aus und beschloss, stattdessen den neuen Krimi, den ihm Dr. Wegener gestern mitgegeben hatte, anzufangen. Er las den Titel: ‚Auf der Couch‘. Gute Idee, dachte er und ging hinüber ins Wohnzimmer, um es sich auf der Couch gemütlich zu machen.

Sonntag, 23. Dezember

Der Himmel über dem Brambergdenkmal wurde Stück für Stück von schweren Schneewolken überzogen. Der Mond stand tief. Sein fahles Licht fiel auf die sanften Hügel, gefrorenen Matten und schwarzen Wälder über dem Tal. Wie ein silbriges Band glitzerte im Talgrund neben Strasse und Bahnlinie die Sense. In den Weilern Wyden und Bramberg am Fusse des Denkmalhügels war um diese Zeit alles still. Bis auf einzelne Fenster, in denen noch Licht brannte, waren die Häuser nichts anderes als kaum unterscheidbare dunkle Schatten.

Von Laupen her quälten sich zwei Mofas die steile, kurvige Strasse durch den Wald hinauf. Lange bevor sie die Höhe erreicht hatten, war das quengelnde Röhren ihrer bis an die Grenzen geforderten Motoren zu hören. Nach einer Weile kroch das ers-



te Gefährt aus der nächtlichen Schwärze des Waldes. Ein paar hundert Meter weiter lag der ‚Chutzen‘, ein Aussichtspunkt unter einer mächtigen Linde. Bei klarem Wetter reichte von hier die Sicht bis weit ins Fribourgsche.

Das erste Mofa erreichte den ‚Chutzen‘, bog von der Strasse ab und parkierte unter dem Baum. Als das zweite beim ‚Chutzen‘ eintraf, hatte der Lenker des ersten den Karton Bier schon vom Gepäckträger gelöst und zum Bänkli unter dem winterlich kahlen Baum hinaufgetragen. Der Atem der beiden, die sich nebeneinander auf das Bänkli fallen liessen, quoll in weissen Schwaden aus Mund und Nase. Der eine streifte die Handschuhe ab, öffnete die Jacke und klaubte ein Zigarettensäckli und ein Feuerzeug aus der Innentasche. Er zündete sich eine Zigarette an und bot dem anderen eine an. Dieser steckte sich ebenfalls eine in den Mund und liess sich vom Grösseren Feuer geben. Die Zigarette im Mundwinkel, das rechte Auge wegen des aufsteigenden Rauches zusammengekniffen, machte er sich nach den ersten Lungenzügen ans Aufreissen des Bierkartons, gab seinem Kollegen eine Flasche und nahm sich selber eine. Sie prosteten sich zu und setzten die Flaschen an. Unter ihren Halstüchern hüpferten die Adamsäpfel auf und ab. Die leeren Flaschen warfen sie in die abschüssige Weide vor ihren Füssen. Die zweite Runde folgte, die dritte – bis der Karton leer war. Zwischendurch standen sie auf, traten mit etwas unsicheren Schritten an den Baum und entleerten ihre Blasen.

Der Mond wurde allmählich von Wolken verschluckt, aus denen sich erste Schneeflocken lösten. Es war dunkler geworden, das Bier getrunken, der aufgerissene Karton, die leere Zigarettensackung und zahlreiche Stummel lagen verstreut vor ihnen. Die Party war zu Ende.

In diesem Moment fiel ihnen auf der Weide in etwa fünfzig Metern Entfernung ein Bretterverschlag auf. So gut sie in ihrem Zustand noch konnten, kletterten sie über den Zaun, um sich die Sache näher anzusehen. Wankend stolperten sie über die gefrorenen Grasnarben. Als sie näher kamen, erkannten sie, dass es ein lottriger Stall war. Mit einem Mal waren Geräusche aus dem Verschlag zu hören; das Rascheln von Stroh, verhaltenes Blöken, Huftritte. Sie grinsten sich zu. Der eine griff in die Innentasche seiner Jacke. Er kniete sich ungelent vor die vordere Ecke des Ställchens und hielt schwankend das Feuerzeug ans Holz, kippte vorn über und fiel der Länge nach hin. Fluchend rappelte er sich wieder auf und hielt die Flamme erneut ans Holz. Das Stroh, das darunter hervorschaute, brannte sofort lichterloh. Nach wenigen Sekunden fing eines der morschen Bretter Feuer.

Die Schafe gerieten in wilde Panik, blökten und rannten durcheinander. In der Stille der Nacht schien der Lärm geradezu ohrenbetäubend. Die beiden Brandstifter erschrakten, sahen sich um und stolperten im rasch heller

werdenden, zuckenden Schein der immer höher aufzüngelnden Flammen zurück zu ihren Mofas, die sie eilends bestiegen und damit in der Nacht verschwanden.